7) Die Angaben der Vor-Neilreichischen Autoren lassen sich wegen des Citates Fl. dan. 449 ganz für Ver. polita Fr. deuten.

8) Die beiden Varietäten Neilreich's: Ver. agrestis grandifolia u. parvifolia sind, wenigstens grösstenteils, nur Standortsformen der Ver. polita Fries.

9) Ver. agrestis scheint mehr kältere, beziehungsweise höhere Lagen, Ver. polita aber mehr wärmere und tiefere zu bevorzugen, während Ver. opaca am Fuss des östlichen Erzgebirges an der Grenze beider vorkommt, jedoch kaum höher bergan steigt, als Ver. polita, hingegen tiefer in die Ebene vordringt als Ver. agrestis.

10) Dasselbe, was hier vom zweifelhaften Vorkommen der Ver. agrestis gesagt worden ist, gilt in fast gleichem Maasse auch von Ver. opaca Fr.

11) Die Quelle der Begriffsverwirrung in der Auffassung unserer drei fraglichen Veronica-Arten ist nicht so sehr bei Neilreich, sondern dort zu suchen, woraus dieser sonst sehr vorsichtige Autor selbst geschöpft hat, in Bentham's Bearbeitung der Scrophulariaceen in De Candolle's Prodrusus X. pag. 488.

Mariaschein in Böhmen 15. August 1887.

J. Wiesbaur.

Eine Naturforscherversammlung in Nürnberg.

(Bisher ungedruckte Arbeit von M. J. Schleiden, herausgegeben von Ernst Hallier.)

(Forts. von p. 185 der Nr. 12 d. vor. Jahrg.)

Aber vor Allen erregte und fesselte ein Mann mein Interesse, dessen Fehlen ich mit Sicherheit glaubte annehmen zu dürfen und den ich gleichwohl auf den ersten Blick mit grosser Freude erkannte, ohne Zweifel die interessanteste Persönlichkeit und der Bedeutendste in der Wissenschaft. Eine grosse Gestalt, etwas eckig in Bildung und Bewegung, ein Kopf mit breiter, freier Stirn, etwas struppigem, braunrotem mit Grau gemischtem Haar und gleichem, vollem Backenbart à la jeune France, ein gesundes, fast derbes, luftgebräuntes Gesicht ohne klassische Formen, scheinen auf den ersten Anblick nicht viel zu versprechen; aber schon das scharfe dunkelbraune durch die Brille

durchblitzende Auge verrät den lebendigen Geist, das etwas Stechende des Blicks den mikroskopischen Beobachter und die in gutmütig schwäbischem Dialekt sich munter und frei ergiessende Rede bringt ein Leben in die Züge, welche in der schalkhaften Ironie des überlegenen Bewusstseins, in der innigsten Gutmütigkeit und Menschenfreundlichkeit und in der schlichtesten Redlichkeit eine als Mensch und Mann von Wissenschaft ebenso bedeutende Erscheinung enthüllen. Eine auffallende physische Erscheinung sind die kleinen, zarten, fast mädchenhaften Hände mit schneeweissem, durchsichtigem und durch einige Sommersprossen entstelltem Teint. So erscheint Hugo von Mohl*), der Sohn eines ausgezeichneten badischen Staatsbeamten und seinen weiterberühmten Brüdern, dem Staatsmann in Tübingen und dem Orientalisten in Paris, mit gleichem Ruhm an die Seite tretend. Hugo v. Mohl ist unser erster Pflanzenphysiolog und Anatom; fast in allen Fragen dieser Disziplin hat er der neueren Richtung vorgeleuchtet, die Aufgaben gründlich erörtert und häufig erledigt. Sein Name ist überall geehrt, seine Stimme nicht selten entscheidend.

An ihn schloss ich mich während meines Aufenthaltes in Nürnberg vorzugsweise an, mir wurde der grosse Genuss, mit ihm alle Fragen der Wissenschaft in traulichem Beisammensein durchsprechen zu können; mir wurde die ebenso grosse, wenn nicht grössere Freude, dem Menschen in warmer Männerfreundschaft gemütlich näher treten zu dürfen. Unter den Gegenständen, die unter uns zur Sprache kamen, war natürlich auch der Wert der jetzigen Mikroskope ein Hauptgegenstand, und wir wendeten einen ganzen Morgen daran, um durch genaue Beobachtungen ein richtiges Urteil uns zu erwerben. An dieser Untersuchung nahm noch ein kleiner, etwas untersetzter Mann, feurig und beweglich, schwarz von Haaren und Augen und dunkel von Hautfarbe, Anteil, der mit entschiedener Tüchtigkeit in seinem Fache einen leichten Anflug nationaler Charlatanerie verband; es war der Elsässer Oberhäuser, seit 25 Jahren in Paris als Optiker ansässig und berühmt. Insbesondere galt unsere Untersuchung der Vergleichung eines Oberhäuserschen Instrumentes, welches dieser selbst mitgebracht hatte und das als eine Musterarbeit bezeichnet war, von der er bis jetzt sich noch nicht hatte trennen mögen, mit einem neuen Amicischen Mikroskop im Besitze Mohls. Da man

*) Geb. zu Stuttgart 1803.

das Oberhäusersche Mikroskop allerdings als eins der besten aller bisher verfertigten Instrumente ansehen durfte, so setzte es uns alle natürlich nicht wenig in Erstaunen und erregte unsere höchste Bewunderung, als wir fanden, dass es von dem neueren Amicischen Instrumente fast ebenso weit hinter sich gelassen wird, als die gegenwärtigen guten optischen Arbeiten die vor 50 Jahren verfertigten übertreffen. Oberhäuser selbst erklärte mit grosser Freimütigkeit, dass mit jenem sich kein lebender Optiker messen könne und dass Amici allen seinen Kunstgenossen durch diese neuen Instrumente eine durchaus neue Bahn gewiesen. Mohl und ich dagegen mussten uns eingestehen, dass die wichtigsten neueren Untersuchungen in der Pflanzenanatomie, besonders über das Entstehen und die Struktur der Zellwand, wohl alle wieder von vorn mit Amicischen Instrumenten begonnen und durchgeführt werden mussten, wenn die Resultate den Grad der Sicherheit und Genauigkeit gewinnen sollten, den die Wissenschaft von ihnen forderte.

Aber vergebens würde ich es versuchen, alle die bedeutenden Männer aus allen Fächern der Naturwissenschaft zu schildern, die sich hier versammelt hatten zum gemeinschaftlichen Mahle, dem ersten, von dessen fröhlichen Klängen die alten ehrenfesten Mauern wieder erschallten, seit 1649 ein glänzendes Festmahl den Frieden in diesen Räumen gefeiert hatte, der nach 30jährigem wüsten und blutigen Treiben dem furchtbarsten Kriege in Deutschland ein Ende machte.

Wie damals herrschte auch jetzt in diesen Räumen die ungebundenste Fröhlichkeit, ertönte die Harmonie der Musikchors zum Klingen der Gläser, zum Springen des Champagnerpfropfen, zum Scherzen und Lachen der Gäste. Angeregt durch die Freude zum augenblicklichen Vergessen ernster Amtswürde durchstreiften dann die fröhlichen Menschen in kleine Zirkel verteilt die Stadt, überliessen sich dem behaglichen Eindruck der mittelalterlichen Romantik in den Gebäuden, belauschten das altreichsstädtische Treiben des Volkes, oder mischten sich selbst hier und dort in den berühmten Vergnügungsorten unter die jubelnde und zechende Menge der leicht erregten und heiteren Süddeutschen. Wer einmal in der sprudelnden Kraft der Jugend das in Wissenschaft und Geselligkeit freie, ungebundene und poetisch frische Leben auf Universitäten mit Innigkeit und Ernst durchlebte, wird auch im reiferen Alter gern an diese Zeit zurückdenken, gern diese Erinnerungen

wiedererwecken, und wo ein grösserer Kreis von Männern gleicher Gesinnung, gleicher Richtung zusammenkommt, die alle mit ungetrübter Freude sich jenen Erinnerungen hingeben können, die unter Umständen sich finden, wo die konventionelle Fessel des sozialen Lebens für eine zeitlang abgestreift werden darf, ohne Verhältnissen störend nahe zu treten, die ihre wohlbegründete Berechtigung in unserem Staatsleben geniessen, da kann es nicht fehlen, dass der alte Jugendmut und Uebermut wieder erwacht, dass sich ein neues Studentenleben gestaltet, wo in humoristischer Behandlung des Lebens, in romantischer Verherrlichung des sonst Gemeinen und Trivialen durch den Geist, mit dem es aufgefasst und verarbeitet wird, sich zuletzt durch eine erhöhte Stimmung eine weitere Lebensansicht entwickelt, die von jenen Erinnerungen die jugendliche Kraft und Frische borgt, während der immer eingeflochtene wissenschaftliche Ernst und die Würde der Jahre jeden unschönen Auswuchs verhindern und im Keime ersticken.

Insbesondere aber war es auch gerade Nürnberg selbst, welches auf eigentümliche Weise dazu beitrug, jeden aus der Stimmung des gemeinen Alltagslebens hinaus in eine poetische und über das Gewöhnliche hinausgreifende Laune zu versetzen. Wer nie in Nürnberg gewesen, und deren waren gar viele anwesend, hatte sicher bei dem Gedanken an diese Stadt altdeutscher Herrlichkeit mit lebhafterem Herzschlag den Tag der Ankunft ersehnt. Von Jugend auf sind wir gewohnt, Nürnberg als die deutscheste der deutschen Städte zu verehren. Ihr Name weckt in Jedem den Reichtum historischer Erinnerungen; das ganze Mittelalter steigt herauf mit seiner romantischen Pracht, mit tapferen Rittern, stolzen Patriziern, unsterblichen Künstlern und genialen Handwerkern, vor allem aber mit seiner organisch lebendigen Entwicklung, ohne Gemachtes und Gekünsteltes, ohne von aussen aufgeprägten fremden Stempel. Trat man nun ein in die Stadt, so wurde der Sehnsuchtstraum Wirklichkeit, das Mittelalter selbst in lebendigster Gestalt hatte plötzlich den umfangen, der durch die mächtigen Turmthore hineingeschritten war. Wie auf dem Baume Blatt an Blatt, so reiht sich hier Haus an Haus, zwar jedes individuell verschieden, aber alle harmonisch wie aus einem Stamme erwachsen; alles passt, alles klingt zusammen; nichts erinnert an eine neuere, bloss gedankenlos nachahmende Zeit. Und doch wie wunderbar, dieser Charakter des Mittelalters, unserm ganzen heutigen Thun

und Treiben so unendlich fern, so fast gerade entgegengesetzt, tritt uns hier nicht als etwas Neues, Fremdes entgegen, o nein, wir fühlen uns hier zu Hause, ja wie erst in der rechten Heimat angelangt nach langer Abwesenheit. Wir fühlen uns nicht als Fremde in Nürnberg, und wir sind es auch nicht. Das Rätsel ist leicht zu lösen, weshalb diese Stadt fast Jeden, der sie betritt, auf eine wunderbare Weise anheimelt, um mich des sinnigen schwäbischen Wortes zu bedienen. Die meisten Deutschen wurzeln mit ihrem Geistes- und Gemütsleben in Nürnberg, hier ist der Schauplatz unserer unvergesslichsten und schönsten Genüsse; denn was zuerst die Lust des Kindes erregt, der bunte Bilderbogen, was den Knaben ergötzt und zugleich bilden hilft, weil es seinen Ideenkreis erweitert, der Guckkasten mit seinen Ansichten des Burgthors, des Nassauer Hauses u. s. w., was ihn zuerst zu eigener Kombination und Zusammenstellung führt, die hölzerne Stadt zum Aufbauen, die Puppe, der Kuckuck, das hölzerne Geschirr, die Trommel und die Flinte, alles, kurz das ganze selige Feenmärchen der Kindheit, es stammt aus Nürnberg, es trägt Nürnberger Gepräge, ist Nachbildung und Darstellung von Nürnberg. Es ist ja die Welt, in der wir zuerst erwachten, die liebe alte Heimat unserer ersten reinsten Freuden, Gefühle und Vorstellungen. Darin liegt es, dass sich Jeder, auch ohne sich über den Grund Rechenschaft geben zu können, sogleich in Nürnberg wohl und heimisch fühlt, das ist es, was unser aller Stimmung erhöhte.

Aber so hingebend an die sich darbietende Lust wir auch den Nachmittag verträumt haben mochten, so fröhlich der Abend in dem Museum, welches abermals alle Männer wieder vereinte, in geselligem Austausch verschwunden war, so führte uns doch der Morgen wieder zum Ernst des Lebens und der Wissenschaft zurück. Die etwas seltsame Einsendung eines Fremden hatte unsere Aufmerksamkeit auf die so häufigen Krankheiten des Kornes, den Brand und Rost, geleitet; aber in gewichtigerer Weise wurde unsere ganze Kraft in Anspruch genommen durch die unheilswangeren Vorträge über die herrschende Krankheit der Kartoffeln. Vielleicht können wir uns rühmen, wie keine andere Versammlung, unmittelbar ins praktische Leben eingegriffen zu haben; denn am Tage nach unserer ersten Kartoffelsitzung, so wurden sie scherzhafterweise genannt, forderten die Bauern mit Berufung auf unsere Verhandlungen 4 Kreuzer mehr als sonst für den Scheffel

Kartoffeln. Indess die Sache ist wohl zu tief eingreifend in das Wohl der grössten Menge der Menschen, um sie nicht mit allem Ernste zu behandeln.

Seit etwa zwei Jahrhunderten sind die aus Chile stammenden Kartoffeln in Europa bekannt, aber erst seit 60 Jahren kann man von einem allgemeineren Anbau derselben im Grossen reden. Schon in den Jahren 1785, 86 und 87 klagte man über verheerende Krankheiten, welche die Kartoffelernten bedrohten. Seit jener Zeit stieg aber der Kartoffelbau erst bis zu der Ausdehnung, welche er jetzt erreicht hat, so dass diese Knollen für fast zwei Drittel der Menschen in England, Frankreich, Schweden, Dänemark, Holland und Deutschland fast das ausschliessliche Nahrungsmittel geworden sind. Seit etwa 30 Jahren hat sich aber auch eine Ausartung dieser Frucht bemerkbar gemacht. Die Krankheiten, denen diese Knollen unterliegen, sind in den letzten Jahrzehnten hinsichtlich ihrer Heftigkeit und ihrer Ausbreitung immer gefährlicher geworden. Schon vor drei Jahren wurde England, Preussen und Bayern auf eine die Aufmerksamkeit der Regierungen ernst in Anspruch nehmende Weise von der sogen. Trockenfäule (dry rot) bedroht. In diesem Jahre hat aber eine Krankheit, die man passend die nasse Fäule genannt hat, sich über ganz Europa ausgebreitet, in manchen Gegenden die ganze Hoffnung des Landmanns in wenigen Tagen zerstört, in anderen die erwartete Ernte auf die Hälfte herabgesetzt und kein Land ganz verschont. Teuerung ist schon an manchen Orten die Folge gewesen, welcher abzuhelfen weise und edele Regierungen alle zu Gebote stehenden Mittel angewendet haben. Aber nur mit banger Besorgnis können wir der zweiten Hälfte des Winters entgegensehen, wo noch gar mancher, der seine Ernte im Keller geborgen glaubt, sich infolge der furchtbaren Kontagiosität der gegenwärtigen Krankheit, seines ganzen Vorrats beraubt sehen möchte, gerade wenn er desselben am notwendigsten bedarf. Aber welche trüben Betrachtungen knüpfen sich an diese Erscheinung! Sie steht nicht allein und abgesondert da, sondern verknüpft sich mit tausend anderen zu einer inhaltsschweren Frage.

Einfach und ungestört, aber auch roh und inhaltsleer verlebt der Naturmensch seine Tage. Mühsam kämpft er den Gewalten der Natur sein Dasein ab, und sein höchster Genuss bleibt die Befriedigung des tierischen Bedürfnisses, aber auch kein schleichender Feind, keine langsame Zerstörung seiner Kräfte rafft ihn in der Blüte der Jahre dahin.

Wenn nun geistiges Leben im Menschen erwacht, wenn Künste und Gewerbe ihm die ungebändigten Kräfte der Erde unterwerfen und er im Gefühl seiner angeborenen Würde als Herr und Gebieter eintritt in die Reihe der Geschöpfe, wenn die leicht befriedigten Forderungen des Körpers ihm die Zeit gönnen, geistige Genüsse sich zu erfinden und in ihnen ein höheres Leben zu fühlen, da erwachen die bösen Geister, die irdischen Mächte, die nur ungern dem Menschengeist gehorchen. Von ihnen beschworen, umgarnen feindliche Gewalten die Gesellschaft der Menschen. Blattern und Pest schwächen die Geschlechter der Sterblichen; finster zieht der schwarze Tod durch die erschreckten Länder und fordert Tausende von Opfern; ein Kind des glühenden Ostens schreitet die Cholera langsam durch die Wohnstätten der Menschen und würgt mit rücksichtsloser Grausamkeit. Wohin der Mensch die Segnungen des Friedens im Christentum, die Güter der höheren Zivilisation tragen will, folgen ihm die moralischen und physischen Dämonen und in Australien wie in Amerika eilen schnellen Schrittes die eingeborenen Stämme der Vernichtung entgegen, lange ehe die schönen Saaten der Humanität keimen können, welche wir eigentlich ihnen zu bringen beabsichtigen.

Ohne Krankheit lebend, nur dem Fürsten des Waldes oder dem natürlichen Tode zur Beute anheimfallend, lebt das Tier in den unbewohnten Wäldern. Da kommt der Mensch und fängt es zu seinem Dienste ein. Und so wie es den Menschen vertrauter wird, sowie es, der Gesittung unterthan, als Haustier erscheint, ziehen auch furchtbar verheerende Seuchen ein, und Tausende fallen als nutzlose Beute der schrecklichen Folgen menschlicher Herrschaft.

Selbst die Pflanze, dieses Symbol des friedlichsten und harmlosesten Daseins, die, in der Stille entwickelt, ihr grünes Blatt am Sonnenstrahl entfaltet, die duftende Blume als reines Opfer dankbar dem segnenden Himmel entgegenstreckt und endlich tagesmüde das Haupt neigt zum ewigen Schlummer, auch diese fällt dem Gespenst der Menschenbildung als Opfer. Die Pflanze, die keine Krankheit kennt, die gern ihren Überfluss dem Tier als Nahrung bietet und nach friedlichem und erfreuendem Dasein nur der natürlichen Entwicklung folgend endet, auch diese wird verheert von verderblichen Einflüssen, sobald sie, an den Menschen gefesselt, von ihm erzogen, ihm dienend, aus dem Zustand der Natur in den der Zivilisation hinübertritt.

Und würde es Jemand wagen, deshalb die geistige Ent-

wickelung des Menschen zu schelten, möchte deshalb Jemand auf die innere höhere Bildung verzichten, zu welcher ein Verlangen den Menschen beständig hintreibt? Gewiss nicht. Aber wie ist es denn? Fordert jede höhere Stufe, die wir ersteigen, immer mit Notwendigkeit diese zahllosen Opfer, ist durch ein hartes, unabwendbares Geschick das Verderben an jeden Fortschritt der Menschheit geknüpft und führt der Pfad zum schönsten Tempel der Humanität nur über die Leichen Tausender von unschuldigen Opfern?

Oder vielmehr liegt die Schuld noch an uns, wird es der besseren Einsicht gelingen, das höchste Gut ohne Opfer zu erlangen? Werden wir auch hier noch als Herren der Erde uns beweisen, dass wir zwar die ganze Natur zu unserem Dienste zwingen, aber ohne dass feindliche und unheimliche Mächte eingreifen und ihren Tribut mit furchtbarer Strenge fordern dürfen? Kann es nicht wenigstens im Geistesleben des Menschen reines Licht ohne Schatten geben und welche Wege führen zu diesem so schönen Ziele?

Ich fühle mich unfähig, diese Fragen zu beantworten, noch den Oedipus zu nennen, der sie lösen und von dem Wüthen der Sphinx befreien wird. Aber was dem Einzelnen nicht gelingt, glaube ich mit Zuversicht, wird dem vereinten Wirken Vieler gelingen.

Mit bitterem Schmerze fühlten wir in Nürnberg die Unmöglichkeit, in dieser Angelegenheit augenblicklich mehr als einen auf Schrauben gestellten Rat für die Benutzung der kranken Kartoffeln geben zu können. Mit Freuden beschlossen wir zu einem stehenden Comité zusammenzutreten, um durch eifrige gemeinschaftliche Arbeiten womöglich Abhülfe für eine gar nicht ferne und furchtbar drohende Gefahr zu finden, und wir gaben uns das Wort, mit Gewissenhaftigkeit diesem schönen Berufe nachzuleben, um unseren Mitbürgern den Beweis zu geben, dass wir auch von unserem Standpunkte aus mit warmer Teilnahme für ihr Wohl und Wehe besorgt nach besten Kräften zu wirken bereit sind. Und wegen dieses Beschlusses, welcher zum erstenmal die Versammlung der Naturforscher an das wirkliche Leben, seine Freuden und Leiden anknüpft, glaube ich diese 23ste Versammlung zu Nürnberg als eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten und für die Zukunft folgenreichsten bezeichnen zu dürfen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Deutsche botanische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1888

Band/Volume: [6](#)

Autor(en)/Author(s): Hallier Ernst Hans

Artikel/Article: [Eine Naturforscherversammlung in Nürnberg 38-45](#)